

E-JOURNAL (2019)
8. JAHRGANG / 1

zfl

**FORUM
INTERDISZIPLINÄRE
BEGRIFFSGESCHICHTE
(FIB)**

LEIBNIZ-ZENTRUM
FÜR LITERATUR- UND
KULTURFORSCHUNG

Herausgegeben von Ernst Müller

Leibniz-Zentrum für Literatur- und Kulturforschung
Schützenstraße 18 | 10117 Berlin
T +49 (0)30 20192-155 | F -243 | sekretariat@zfl-berlin.org

IMPRESSUM

Herausgeber FIB

Ernst Müller, Leibniz-Zentrum für Literatur- und Kulturforschung (ZfL), www.zfl-berlin.org

Herausgeber dieser Ausgabe

Falko Schmieder

Direktorin

Eva Geulen

Redaktion

Ernst Müller (Leitung), Herbert Kopp-Oberstebrink, Dirk Naguschewski, Tatjana Petzer, Barbara Picht, Falko Schmieder, Georg Toepfer

Wissenschaftlicher Beirat

Faustino Oncina Coves (Valencia), Christian Geulen (Koblenz), Eva Johach (Konstanz), Helge Jordheim (Oslo), Christian Kassung (Berlin), Clemens Knobloch (Siegen), Sigrid Weigel (Berlin)

Gestaltung KRAUT & KONFETTI GbR, Berlin
Lektorat Gwendolin Engels, Georgia Lummert
Layout/Satz Jakob Claus
Titelbild D. M. Nagu

ISSN 2195-0598

© 2019 / Das Copyright liegt bei den Autorinnen und Autoren.

Die Publikation steht im Zusammenhang mit der Kooperation im Rahmen des vom spanischen Wissenschaftsministerium geförderten Forschungsprojekts FFI2017-82195-P.

INHALT

4 EDITORIAL

Falko Schmieder

BEITRÄGE

BESTANDSAUFNAHME BEGRIFFSGESCHICHTLICHER FORSCHUNG ZUM
20. JAHRHUNDERT

6 DIVERSITÄT

Georg Toepfer

15 GLOBALISIERUNG

Barbara Picht

21 HEGEMONIE

Falko Schmieder

25 HEIMAT

Martin Schlüter

29 INNOVATION

Falko Schmieder

34 INTELLEKTUELLE

Gangolf Hübinger

41 KONTINGENZ/ZUFALL

Verena Wirtz

45 LEISTUNG

Jasmin Brötz

49 NETZ/NETZWERK/VERNETZUNG

Peter Fritz

56 RAUM

David Kaldewey

62 ZUKUNFT

Falko Schmieder

66 BEGRIFFE ›NACH DEM BOOM‹

Ernst Müller

72 KONNOTATIONSTRANSFER

BEMERKUNGEN ZUM WANDEL VON GRUND- UND LEITBEGRIFFEN UNTER
MASSENDEMOKRATISCHEN VERHÄLTNISSEN

Clemens Knobloch

MISZELLE

86 KOSELLECK UND DIE GESCHICHTSPHILOSOPHIE DES 18. JAHRHUNDERTS

Johannes Rohbeck

NETZ/NETZWERK/VERNETZUNG

ZU ALEXANDER FRIEDRICH: *METAPHOROLOGIE DER VERNETZUNG. ZUR THEORIE KULTURELLER LEITMETAPHERN*, PADERBORN: WILHELM FINK 2015;

SEBASTIAN GIEßMANN: *DIE VERBUNDENHEIT DER DINGE. EINE KULTURGESCHICHTE DER NETZE UND NETZWERKE*, BERLIN: KULTURVERLAG KADMOS 2016.

Peter Fritz

Netz, Netzwerk und Vernetzung sind zu Schlüsselbegriffen für die Wissensorganisation der Gegenwart geworden. Wir begegnen uns im Netz, sind vom Netz gefangen, abhängig, begeistert und vor allem mit und durch Netzwerke verbunden; wir flirten, streiten, kaufen dort. Unsere Kühlschränke befinden sich in regem Austausch mit unseren Autos, Nachttischlampen, Kaffeemaschinen sowie den Firmen und Regierungen, die sich für diese Datenflut begeistern können. Dass wir vernetzt sind, würde gemeinhin niemand mehr bestreiten. Doch der Hang zur Vernetzung geht über den Cyberspace hinaus. Denn nebenbei betreiben wir fleißig Networking, halten Ausschau nach wertvollen Kontakten, begreifen das Netzwerk als effiziente wie raumrelativierende Kooperationsform und kartographieren komplexe Abläufe mithilfe feingliedriger Netzwerkmodelle. Dieser Umstand hat in den letzten Jahren viele geisteswissenschaftliche Arbeiten zur Reflexion angestoßen. Ich werde im Folgenden hauptsächlich auf zwei neuere Studien eingehen, die die Dominanz von Netzen und Netzwerken in der Gegenwart als Ausgangsbeobachtung wählen, aber unterschiedlich mit dieser Gegenwartsdiagnose umgehen.

Alexander Friedrichs Dissertation *Metaphorologie der Vernetzung*¹ fragt mit kritischer Distanz, wie es dazu gekommen ist, dass wir alles im Zeichen des Netzwerks deuten. Sebastian Gießmanns *Verbundenheit der Dinge*² hingegen untersucht, welche kulturtechnischen Handlungen zur Ausdifferenzierung der heutigen ›Netzwerkgesellschaft‹ führten. Die erste Arbeit historisiert also die ›Netzwerkgesellschaft‹, während die zweite diesen Gesellschaftstypus implizit als gegeben voraussetzt. Gießmann widmet sich in

seiner als Verbindung von Kulturtechnikgeschichte und Diskursanalyse ausgewiesenen Studie der Materialität und Ästhetik der ›Gesten des Vernetzens‹.³ Auf den Epistemologen Ludwik Fleck rekurrierend, sieht Gießmann in der ›schiere[n] Omnipräsenz und Unausweichlichkeit des Wortes [Netzwerk]‹ ganz zu Recht einen ›Denkstil, der zum Denkwang geworden ist‹.⁴ Mit seinen zahlreichen und mit bisher eher ungebräuchlichen Quellen gesättigten, kaleidoskopischen Fallstudien dinglicher Artefakte wie auch konnektiver Strukturen in Form von Diagrammen und Ähnlichem malt der Medienwissenschaftler zwar das Phänomen der Verbundenheit in bunten Farben aus und kann vielfältige wie verblüffende Genealogien nachweisen, zur Historisierung der beobachteten Konjunktur der Netz- und Netzwerksemantik im 20. Jahrhundert leistet er jedoch keinen systematisch synthetisierenden Beitrag. Bei archäologischen und mythologischen Instrumenten zum Fisch- und Menschenfang seinen Ausgang nehmend, von Frühsozialisten über das Fräulein in der Vermittlungszentrale und Londoner U-Bahn-Pläne bis hin zu Greta Garbo und Liam Neeson collagiert Gießmann einzelne, höchst interessante, in der Auswahl aber nicht näher gerechtfertigte⁵ Stränge einer langen Genealogie der ›Netzwerkgesellschaft‹ zu einem Kuriositätenkabinett der Verbundenheit. Eine historisch kritische Distanz zu Diagnosen unserer Gegenwart als ›Netzwerkgesellschaft‹ oder ›-kultur‹ vermisst man bei ihm

1 Alexander Friedrich: *Metaphorologie der Vernetzung. Zur Theorie kultureller Leitmetaphern*, Paderborn 2015.

2 Sebastian Gießmann: *Die Verbundenheit der Dinge. Eine Kulturgeschichte der Netze und Netzwerke*, Berlin 2016.

3 Ebd., S. 9.

4 Sebastian Gießmann: ›Repatch. Eine kurze Wissensgeschichte der Telefonvermittlung‹, in: Jan Broch/Markus Rassiller/Daniel Scholl (Hg.): *Netzwerke der Moderne. Erkundungen und Strategien*, Wiesbaden 2007, S. 37–59, hier S. 37.

5 In der Einleitung muss sich der Leser mit den Worten zufriedengeben, dass der Autor ›epistemologisch wie ästhetisch prägende Beispiele‹ als Gegenstände seiner Analyse ausgewählt habe. Gießmann: *Verbundenheit* (Anm. 2), S. 10.

jedoch.⁶ Das ist der große Vorteil des Ansatzes von Alexander Friedrich, der diese Diagnosen zum Ausgangspunkt seiner Untersuchung macht und fragt, wie sich der Prozess der Universalisierung der Netzmetaphorik zu einer »kulturellen Leitmetapher« vollzog.

Friedrich leistet mit seiner Arbeit somit gleich eine doppelte Anstrengung: Einerseits entfaltet er am Beispiel des Netzes eine Theorie zu einem Sonderfall der Metapherntheorie, der »kulturellen Leitmetapher« – ich komme darauf gleich zurück. Andererseits folgt das historische Unterfangen der Arbeit dem Anspruch, einen »kulturwissenschaftlichen Beitrag zu einer interdisziplinären Metaphern- und Begriffsgeschichte der Netze und Netzwerke«⁷ zu formulieren. Mit mehr oder weniger herkömmlichen Methoden der historischen Semantik und einem ausgedehnten Korpus aus archäologischen Quellen, mythischen, religiösen, poetischen, philosophischen, sozioökonomischen, ingenieurs- und naturwissenschaftlichen sowie utopischen und technikkritischen Texten rekonstruiert Friedrich konzise und im Grunde genealogisch die »strukturellen und historischen Voraussetzungen, die noch heute die kulturelle Leitfunktion der Metaphorik bedingen«.⁸ Diese Entwicklung sei nun in ihren Grundzügen umrissen:

Sich auf die Begriffe Netz, Netzwerk, Vernetzung und deren anverwandte Begriffsfelder stützend, zieht Friedrich vornehmlich deutsche, französische, englische und lateinische bzw. altgriechische Quellen heran. Ohne die Auswahl der relevanten Sprachen und etwaige Übersetzungsprobleme⁹ näher zu erläu-

tern, ruft er auf diese Weise einen »abendländisch-europäischen Kulturraum auf, in dem er die Rekonstruktion der Netzmetaphoriken situiert. So beginnt Friedrichs Metaphern- und Begriffsgeschichte mit den archaischen Kulturtechniken des »Spinnens und Webens, Fangens und Bergens«, die als »textiles Paradigma«¹⁰ den Grundstein der vormodernen Netzmetaphoriken bildeten. Die hierin angelegte Struktur des Textilen ist es, die zu weiteren morphologischen Analogiebildungen im biologisch-naturwissenschaftlichen Denken des 16., 17. und 18. Jahrhunderts Anlass gab; ein Beispiel wäre die *Netzhaut*. Im 19. Jahrhundert waren es die Auswirkungen der neuzeitlichen Technik und Wissenschaft sowie insbesondere die neuen technischen Infrastrukturen wie das Schienen- oder Telegraphennetz, die die textilmorphologische Bedeutung des Netzes zu einem strukturfunktionalistischen Prinzip der Verbindung, Verteilung und Organisation umdeuteten. Wurde also das Netz erst aus Gründen der morphologischen Ähnlichkeit auf diese technischen Infrastrukturen angewendet, wirkte bald ihre Funktion der Verteilung und Verbindung auf die Metapher zurück. Die so hervorgeschaute Bedeutung der Zirkulation von Flüssen und Strömen zeitigte dabei in zweierlei Hinsicht politisierende Effekte: Einerseits konnte die Netzmetaphorik in ihrer Eigenschaft, ein unüberschaubares Ganzes abzubilden, zur Anschauung vitalistischer Vorstellungen von Gesellschaften dienen. Andererseits forderten die sich ausbreitenden Straßen, Telegraphen und Schienen zu internationaler Absprache und Standardisierung auf. Am Ende des 19. Jahrhunderts belegte die Metapher des Netzes technische, organische wie auch soziale Ordnungen. Der Niederschlag in wissenschaftlichen, technischen, philosophischen und politischen Bedeutungsgefügen verlieh der Metaphorik des Netzes eine »epistemische Leitfunktion«.¹¹ Um es auf den Punkt zu bringen: Das 19. Jahrhundert steht vor allem für die Verwissenschaftlichung einer strukturfunktionalistischen Netzsemantik.

Neben dem rein quantitativen Anstieg der Netzmetaphorik im 20. Jahrhundert habe die »Tendenz zur Verabsolutierung«, die systematisch ein »Außerhalb des Netzes« undenkbar machte,¹² auch eine

6 Auf die historische Bedingtheit sozialwissenschaftlicher Postulate hingewiesen und gegen eine unreflektierte Übernahme dieser Narrative durch die Geschichtswissenschaft ausgesprochen haben sich Rüdiger Graf/Kim Christian Priemel: »Zeitgeschichte in der Welt der Sozialwissenschaften. Legitimität und Originalität einer Disziplin«, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 59 (2011), S. 479–508. Distanz versucht Gießmann in Hinblick auf seine Methoden aufzubauen. Obgleich die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) eine Art methodische Imprägnierung der Studie von Gießmann zu sein scheint, will diese sich gerade nicht als Beitrag zur ANT verstehen. Sein Anliegen sei es, eine Sprache zu finden, die sich aus dem historischen Material ergebe. Leider finden sich bei ihm, etwas pointiert gesagt, auch dort Netzwerke, wo nicht Netzwerk draufsteht. Das führt sogar dazu, dass er einleitend Netz, Netzwerk und Vernetzung zu definieren sucht. Vgl. Gießmann: *Verbundenheit* (Anm. 2), S. 11–15.

7 Friedrich: *Vernetzung* (Anm. 1), S. 43.

8 Ebd., S. 46.

9 Zu Fragen zum Verhältnis der Übersetzbarkeit von Begriffen und kultureller Settings vgl. z. B. Shingo Shimada: »Zur Übersetzbarkeit von Kulturen – am Beispiel des Konzeptes

»Würde«, in: Lavinia Heller (Hg.): *Kultur und Übersetzung. Studien zu einem begrifflichen Verhältnis*, Bielefeld 2017, S. 117–130 und Matthias Kaufmann: »Translation als Bedeutungsverschiebung sozialer Begriffe und Konstruktionen«, in: ebd., S. 145–166.

10 Friedrich: *Vernetzung* (Anm. 1), S. 284.

11 Ebd., S. 351.

12 Ebd., S. 361.

qualitative Veränderung hin zur besagten »kulturellen Leitmetapher« eingeleitet. Wenn Gießmann anhand der Bildgeschichte des Netzwerkdiagramms beispielsweise eine Übertragung der Ikonizität von Molekülmodellen der Chemie auf die menschliche Bindekraft repräsentierenden Formen innerhalb der Soziometrie der 1930er Jahre nachweist,¹³ dann unterstützt das die von Friedrich konstatierte – sich noch im genuin wissenschaftlichen Feld vollziehende – Universalisierung der Netzsemantik und ihre aus dem 19. Jahrhundert stammende »epistemische Leitfunktion«. Ohne dass Friedrich dies explizit erwähnen würde, scheint es so, als sei der Verwandlungsprozess zur »kulturellen Leitmetapher« vor allem eine Erscheinung der zweiten Hälfte und insbesondere des letzten Drittels des 20. Jahrhunderts. Semantisch universalisiert und mit einem massiven Niederschlag in der Alltagssprache, der sich seit den 1970er Jahren vollzog, drang die Metaphorik des Netzes in nahezu alle Lebensbereiche ein und vereinte sozialutopische wie auch kulturkritische Diskurse. Von der New-Age-Bewegung und der Alternativkultur über die soziale Netzwerkanalyse bis hin zum Betriebsmanagement gewann die Netzsemantik laut Friedrich den Status eines Realitätsmodells und war damit ein »Modell gesellschaftlichen Wandels«. ¹⁴ Auch wenn die Verabsolutierung der Netzmetaphorik einen inflationären Gebrauch des Wortfeldes in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts anzeigt, deutet dies nicht auf einen unreflektierten oder beiläufigen Gebrauch hin. Vielmehr kann Friedrich in dieser Zeit den Anstieg eines »Problemdiskurses« erkennen, der viel eher von der Umstrittenheit der Netzmetaphorik zeugt. Die Grundsignatur dieses Problemdiskurses war, im Sinne eines nun normativen Verständnisses von Vernetzung beispielsweise bisher geltende Hierarchievorstellungen oder Organisationsmodelle problematisierbar zu machen; es wurde diskutabel, wie viel Vernetzung gut, wie viel nötig und zusehends auch wie viel schädlich sei. Verabsolutierung und Problemdiskurs – oder mit anderen Worten: Das Begriffsfeld wurde im 20. Jahrhundert *unvermeidbar* und *umstritten*. Damit wäre der Grundbegriff-Charak-

ter des Netz-, Netzwerk- und Vernetzungswortfeldes angezeigt.

Die im gerade beschriebenen Sinn popularisierte Netzmetaphorik oszilliere, so Friedrich, seit dem 20. Jahrhundert zwischen einer den sozialemanzipatorischen Widerstand verkündenden Organisationsform, einer Strategie des Marktes zur Effizienzsteigerung und einem verhängnisvollen Bedrohungsszenario. Darum artikuliere sich die Netzmetaphorik auf diesem Weg auch als Anweisung des Denkens wie Handelns. Hierin sieht Friedrich den ideologischen Charakter seiner »kulturellen Leitmetapher«, die nicht einfach nur Ausdruck einer Weltanschauung ist, sondern auch dazu führt, »die Lebenswelt dieser Anschauung gemäß umzugestalten und zu rechtfertigen«. ¹⁵ Man denke an die Netzeuphorie der 1990er Jahre, als im Zuge der Etablierung des Internets fundamentaldemokratische Hoffnungen mit dem Phantasma einer neuen Vergesellschaftungsform laut wurden und wie nur wenige Jahre später im Kontext von Internetkriminalität und Cyberterrorismus die Aufforderung zur Vernetzung einen deutlichen Dämpfer erhalten hat. Die Fallstudien Sebastian Gießmanns können an vielen Stellen diese von Friedrich beschriebenen Entwicklungen der Netzmetaphorik untermauern. ¹⁶

Für das Ende des 20. Jahrhunderts konstatiert Friedrich – nicht ohne selbst einen ideologiekritischen und gegenwartsdiagnostischen Zeigefinger zu heben –, dass sich mit der »fortschreitenden technischen Vernetzung« eine Verwandlung »der Selbstbefreiung zu einem Instrument der Selbstbeherrschung« Bahn gebrochen habe. ¹⁷ Während Friedrichs Dissertationsschrift den Eindruck erweckt, das gesamte 20. Jahrhundert sei der zeitliche Rahmen, in dem die Netzmetaphorik zur »kulturellen Leitmetapher« wird, schreibt er sich in einem Aufsatz von 2016 unter Berücksichtigung derselben Quellen deutlicher in den zeitgeschichtlichen Forschungskontext der 1970er Jahre als Schwellenjahrzehnt ein. ¹⁸ Versuchen wir

13 Vgl. Gießmann: *Verbundenheit* (Anm. 2), S. 211–260.

14 Alexander Friedrich: »Vernetzung als Modell gesellschaftlichen Wandels: Zur Begriffsgeschichte einer historischen Problemkonstellation«, in: Ariane Leendertz/Wencke Meteling (Hg.): *Die neue Wirklichkeit. Semantische Neuvermessungen und Politik seit den 1970er-Jahren*, Frankfurt a. M./New York 2016, S. 35–62. Im Grunde am selben Material wie in seiner Dissertation dargestellt, pointiert Friedrich in diesem Aufsatz nun seine Thesen zur »kulturellen Leitmetapher« und schneidet sie auf die Deutung der 1970er Jahre als Schwellenjahrzehnt zu.

15 Friedrich: *Vernetzung* (Anm. 1), S. 383.

16 Vgl. für das 20. Jahrhundert vor allem die Kapitel 6–9 aus Gießmann: *Verbundenheit* (Anm. 2). Die einzelnen Fallstudien liefern anschauliche Beispiele für die von Friedrich umrissenen metaphorologischen Verschiebungen und Übertragungen. Allerdings lässt sich bei Gießmann weder eine Gesamteutung noch eine Periodisierung des 20. Jahrhunderts erkennen.

17 Friedrich: *Vernetzung* (Anm. 1), S. 365.

18 Diskursbegründend für die These der 1970er Jahre als Schwellenjahrzehnt sind Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael: *Nach dem Boom*, Göttingen 2008 sowie *Zeithistorische Forschung* 3 (2006), H. 3, Themenheft *Die 1970er Jahre. Inventur einer Umbruchzeit*, hg. von Konrad

beide Untersuchungen Friedrichs zusammenzulesen, um ein genaueres Porträt der semantischen Transformationsbewegungen zu erhalten, und ziehen die komplementären Fallstudien Gießmanns hinzu, ergibt sich folgendes Bild: Die für das 19. Jahrhundert Verwissenschaftlichung indizierende »epistemische Leitfunktion« der Netzmetaphorik scheint sich bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts zu intensivieren. Aus dieser Bewegung heraus entsteht im Zuge der Verabsolutierung oder Universalisierung der Netzsemantiken ab den 1970er Jahren die besagte »kulturelle Leitmetapher«. Der qualitative und entscheidende Umbruch der Netzsemantiken hätte sich demnach also erst im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts vollzogen. Das historisch Neue in dieser semantischen Umbruchsphase ist auf zwei Grundaspekte reduzierbar: Die Netzmetaphorik multiplizierte ihre Bedeutungskontexte und gewann gleichzeitig an Normativität. Indem Friedrich also mit der *Verabsolutierung* und dem *Problemdiskurs* diese entscheidende semantische Transformation der Netzmetaphorik herausarbeitet, unterstützt er einerseits die Grundannahme Christian Geulens, der für eine Geschichte der Grundbegriffe des 20. Jahrhunderts plädiert und fordert, die sich dort anzeigenden strukturellen Veränderungen von Semantiken zu untersuchen.¹⁹ Andererseits scheint die Analyse der Netzmetaphorik zumindest damit die semantische Transformation auf das letzte Drittel des 20. Jahrhunderts nach hinten zu datieren – während die Zeit vor 1970 dadurch vor allem in einer Kontinuitätslinie zum 19. Jahrhundert steht.²⁰

Jarausch; ders.: *Das Ende der Zuversicht. Die siebziger Jahre als Geschichte*, Göttingen 2008; ders./Michael Geyer: *Shattered Past. Reconstructing German Histories*, Princeton 2003. Die These vom Strukturbruch hat sich – auch wenn sie mit dem Anspruch daherkommt, dessen breite kulturelle, wirtschaftliche und politische Dimensionen und deren Querverbindungen zu berücksichtigen – doch eher auf die Etablierung der technisch-ökonomischen Hochmoderne kapriziert. Am wohl problematischsten an dieser These ist jedoch, dass sie sich vor allem aus Zeitdiagnosen und -deutungen der damaligen Zeitgenossen ableitet: Die Rede über postindustrielle Zeiten wird dem Historiker zur Legitimation, die Zeit als eine eben postindustrielle deklarieren zu können. Die Kritik des Verfassers an dieser reduktionistischen Lesart der Veränderung in der Zeit »nach dem Boom« teilt auch Martin H. Geyer: »Neue Arbeiten zur Geschichte der 1970er und 1980er Jahre«, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 50 (2010), S. 643–669.

19 Vgl. Christian Geulen: »Plädoyer für eine Geschichte der Grundbegriffe des 20. Jahrhunderts«, in: *Zeithistorische Forschungen* 7 (2010), S. 79–97, online: <https://zeithistorische-forschungen.de/1-2010/id=4488> (aufgerufen am 24.04.2019).

20 Ob man so weit gehen muss, das 20. Jahrhundert mit den 1970er Jahren enden zu lassen, müssen dann vor allem systematische Untersuchungen zu semantischen Transfor-

Doch warum eigentlich *Metapher*? Auch wenn Friedrich den historischen Teil seiner Studie als eine Begriffsgeschichte ausweist, erfolgt kaum eine tiefergehende Auseinandersetzung mit der Koselleck'schen Forschung. Die Beobachtung, dass die spätestens seit den 1990er Jahren proklamierte Rede vom inflationären Gebrauch des Netzbegriffs gerade in der geisteswissenschaftlichen Reflexion dieser Diskurse zu Verwirrung geführt hat, befeuert Friedrichs Willen, Ordnung ins Dickicht der Beschreibungen zu bringen. Ist an unterschiedlicher Stelle vom Netz als »absoluter Metapher« bzw. »absolutem Begriff«, »gigantischem Begriffsfetisch«, »moderner Pathosformel«, »kulturellem Paradigma«, »utopischem Wunschbild«, »evolutionärem Prinzip«, »transdisziplinärem Konzept«, »inflationärem Modewort« und »universalem Weltmodell« die Rede,²¹ sieht Friedrich in der *Metapher* die gemeinsame Schnittmenge all jener Deutungen. Er schreibt mit freudiger Theorie lust gegen eine Verunglimpfung der Metapher als bloßer »Form ungenauer Rede«²² an. In Auseinandersetzung mit Aristoteles, Blumenberg, Derrida und Ricœur fasst der Metaphorologe seine »kulturelle Leitmetapher« als »komplexe Denkfigur«²³ auf, die innerhalb historischer Konstellationen zu bestimmenden Selbst- und Weltbeschreibungen anleitet. Dabei führt sie aber stets das eigene Erbe der in die Metapher eingeschriebenen Vergangenheit mit, schreibt es um und lässt somit »sowohl das Bekannte zum Modell für das Unbekannte als auch das Fremde zum Modell für das nun neu verstandene Eigene«²⁴ werden. Aus einem komplexen Prozess der Sedimentierung historischer Bedeutungsgehalte entstanden, erhält die »kulturelle Leitmetapher« ihre leitende Position gerade deshalb, weil ihr totalisierender Charakter im Zuge einer zunehmenden Abstraktion stetig mehr Referenzen und mögliche Übertragungen produzierbar machte.

Es ist kein Zufall, dass Friedrich seine Theorie der »kulturellen Leitmetaphern« am Wortfeld des Netzes bzw. des Netzwerks konstruiert. Denn Leitmetapher der Kultur wird dieses Wortfeld, wie eben dargelegt,

mationsprozessen im 20. Jahrhundert zeigen. Stefan-Ludwig Hoffmann hat kürzlich eine Epochenklammer der Jahre 1860–1970 vorgeschlagen. Vgl. Falko Schmieder: »Reinhard Koselleck und die Begriffsgeschichte des 20. Jahrhunderts. Ein Tagungsbericht«, *ZfL BLOG*, 02.07.2018, <https://www.zflprojekte.de/zfl-blog/2018/07/02/falko-schmieder-reinhard-koselleck-und-die-begriffsgeschichte-des-20-jahrhunderts-ein-tagungsbericht/> (aufgerufen am 24.04.2019).

21 Friedrich: *Vernetzung* (Anm. 1), S. 33.

22 Ebd., S. 34.

23 Ebd., S. 47.

24 Ebd.

ja erst im Verlauf des 20. Jahrhunderts. Hier treten Netz, Netzwerk und Vernetzung zunehmend mit dem Anspruch auf, andere Grundbegriffe wie »Leben, Macht, Natur und Kultur«²⁵ definitiv zu umreißen, während das Unterfangen, die Netzbegriffe zu definieren, zur Unmöglichkeit wird. Genau diese an der Netzmetaphorik des 20. Jahrhunderts beobachtete, durch die totalisierende Abstraktion ausgelöste definitivische Unverfügbarkeit entspricht exakt der Bewegung, die Christian Geulen als eine von vier zu untersuchenden Entwicklungstendenzen des Strukturwandels von Semantiken im 20. Jahrhundert als »Verflüssigung« adressiert.²⁶ Die semantische Ausstrahlung »multiple[r] Projektion[en]«²⁷ wäre in Geulens Vokabular demnach Kerneigenschaft von »kulturellen Leitmetaphern«. Es scheint so, als sei der von Friedrich beschriebene Sonderfall der Metapher als »kultureller Leitmetapher« überhaupt nur im Kontext der strukturellen semantischen Verschiebungen des 20. Jahrhunderts denkbar.

Bleiben wir für einen Moment bei Geulens Votum für eine Begriffsgeschichte des 20. Jahrhunderts. Löste sich nach Koselleck bekanntlich in der Moderne die vormoderne Einheit von Erfahrung und Erwartung auf, beobachtet Geulen im 20. Jahrhundert nicht etwa ein weiteres Auseinanderdriften des Erfahrbaren und Erwartbaren. Vielmehr drehe sich das Verhältnis dieser beiden Kategorien geradezu um, sodass die Vorprägung der Erfahrungen durch die Erwartungen das entscheidende Signum der politisch-sozialen Sprache des 20. Jahrhunderts sei. Geulen deutet an, mittels dieser Bewegung eine Verräumlichung des Erwartbaren und eine an den Horizont zurückgedrängte Erfahrung als Grundmuster semantischer Veränderungsprozesse im 20. Jahrhundert erfassen zu können. Darum bestimmt er als die Grundfrage einer Begriffsgeschichte des 20. Jahrhunderts, was mit Semantiken passierte, die im Zuge der Emanzipation der Erwartung von der Erfahrung entstanden. Oder, wie er an anderer Stelle fragt: Was geschah mit der politisch-sozialen Sprache, als die Moderne selbst zur Tradition wurde?²⁸ Wenn Friedrich am Begriff der Metapher einen Index historischer Veränderung abliest, dann gibt er damit auf Geulens Frage indirekt eine Antwort. Denn so habe der Metaphernbegriff im 20. Jahrhundert – Blumenbergs Projekt der Metaphorologie steht dafür Pate – neue Konjunktur erfahren. Die

stetig voranschreitende Technisierung der Lebenswelt forderte den Reflexionsaufwand des Menschen anhaltend heraus. Es war unklar, wie die Innovationen der Technik zu bezeichnen seien. Die Metapher sei in dieser Folge zu einer »veritablen Kulturtechnik« avanciert, die die Fähigkeit besitze, »das Unbekannte dem Bekannten anzueignen«.²⁹ Auf diese Weise also stiftet die Metapher – und nun im Spezialfall die »kulturelle Leitmetapher« des Netzes – Erwartungen, ohne dafür auf konkrete Erfahrungen rekurrieren zu müssen. Mag die Technisierung auch die hier zugrunde liegende Erfahrung sein, sprechen die Befunde Friedrichs doch dafür, eher von einem umfassenden Erfahrungshorizont auszugehen, dessen Erfahrungsgehalte stets durch die Erwartung einer Vernetzung vorstrukturiert sind, sodass alle technischen Innovationen nicht anders als im Licht des Netzes deutbar erscheinen.

Schauen wir noch mal für einen Augenblick auf die Studie des Medienwissenschaftlers Gießmann. Stehen in seiner *Kulturgeschichte der Netze und Netzwerke* viel weniger jene Begriffe als alle möglichen Spielarten des Phänomens der Verbundenheit im Vordergrund, ließe sich seine Untersuchung – die sich, wie man fairerweise sagen muss, gerade nicht als Begriffsgeschichte ausweist – als Anregung dafür verstehen, wie ein breit gefasster Medienbegriff das Korpus historisch-semantischer Forschungen erweitern könnte. Denn die Begriffsgeschichte und nicht zuletzt die des 20. Jahrhunderts sieht sich der berechtigten Kritik ausgesetzt, nicht mehr nur den gern bespielten Höhenkamm als Quellengattung heranziehen zu können.³⁰ Die Metaphorik des Netzes führt die Begrenztheit des Koselleck'schen Korpus deutlich vor Augen. Denn gerade dieses Wortfeld ist nicht analysierbar, wenn man es nicht auch in seiner ikonologischen Dimension und Medialität ernst nimmt. Am Beispiel von U-Bahn-Plänen zeigt Gießmann, wie am Beginn des 20. Jahrhunderts die Raumwahrnehmung mit dem Problem des Timings zusammenfiel und topologische Karten infolge der notwendig gewordenen Synchronisierung des Verkehrsnetzes Zeitlichkeit abzubilden hatten, wodurch die Netzwerke ihre Verzeitlichung erfuhren.³¹ Aber wäre ein nach unserer heutigen Alltagssprache netzartiger U-Bahn-Plan des frühen 20. Jahrhunderts eine zulässige Quelle für eine Begriffsgeschichte des Netzes? An Gießmanns Analysen wird die Problematik sichtbar, dass die

25 Ebd., S. 361.

26 Geulen: »Plädoyer« (Anm. 19), S. 91.

27 Ebd.

28 Vgl. Christian Geulen: »Reply«, in: *Contributions to the History of Concepts* 7 (2012), H. 2, S. 118–128, hier S. 121.

29 Friedrich: *Vernetzung* (Anm. 1), S. 232.

30 Vgl. z. B. Geulen: »Reply« (Anm. 28), S. 124.

31 Vgl. Kapitel 7 von Gießmann: *Verbundenheit* (Anm. 2).

erforderliche Erweiterung des Quellenkorpus gerade eine ernsthaftere methodologische Durchdringung der Unterscheidung von Quellen- und Analysebegriff notwendig macht, um nicht einer unreflektierten Ineinanderblendung dieser beiden Begriffe anheimzufallen und schließlich überall die zu untersuchende Semantik auffinden zu können. Ein erster, dem Begriffshistoriker Halt bietender Ankerpunkt kann es sein, nach der Referentialität der Medien zu fragen.³² So sind auch nichtsprachliche Medien in eine analysierbare Verweisstruktur von Begriffen, Texten und Erzählungen eingebettet.

Doch was passiert, wenn die Begriffsgeschichte des Netzes sich selbst in das digitale Netzwerk der Sprache verlagert, sich also Methode und Gegenstand nach einem langen Abstraktionsprozess schließlich auf derselben Seite wiederfinden? Ist Sprache erstmal als ein relationales Modell von Aussagen und Worten verstanden worden, werden innerhalb des Netzwerks der Sprache die Verteilungshäufigkeit wie auch die Stellung einzelner Lemmata bestimmbar. Steht dann auch noch eine Fülle von digitalisiertem Material zur Verfügung, sind den Hoffnungen von Forschern kaum noch Grenzen gesetzt. So erfreuen sich die Digital Humanities aktuell großer Beliebtheit, sind ihre Methoden doch mit der Erwartung aufgeladen, enorme Datenmengen in kürzester Zeit prozessieren und damit den Thesen der Geisteswissenschaftler endlich wasserdichte Validität verleihen zu können. Alexander Friedrich und Chris Biemann diskutieren in einem Aufsatz von 2016 am Beispiel moderner Netzsemantik die Möglichkeiten und Grenzen einer solchen sprachtechnologischen Forschung.³³ Im Verlauf der im Aufsatz vorgeführten digitalen Begriffsgeschichte des Netzes bestätigen sich einerseits die Thesen aus Friedrichs hier besprochener Studie zur Metaphorologie der Vernetzung. Andererseits verweisen die Autoren explizit darauf, dass ihre sprachtechnologischen Befunde, die eine Veränderung der Netzsemantik im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts anzeigen, Geulens These eines auffallenden Wandels semantischer Strukturen im 20. Jahrhundert unterstützen. Auf

dieses Verfahren einer digitalen Begriffsgeschichte sei nun abschließend ein kurzer Blick geworfen.

Über reine Häufigkeitsmessungen hinausgehend und auf der statistischen Auswertung großer und im Grunde frei auswählbarer Textkorpora basierend, skizzieren Friedrich und Biemann ein komplexes Analyseverfahren, das zur Unterscheidung verschiedener Wortbedeutungen bzw. -verwendungen fähig sein soll. Dazu werten sie durch ein auf de Saussures Paradigma und Syntagma beruhendes Verfahren aus, wie häufig verschiedene Wörter in gleichen syntaktischen Relationen stehen, und gewichten daraus ableitend paradigmatische Beziehungen. Die Prämisse ihres hier in all seiner Kompliziertheit nicht näher beschreibbaren Verfahrens folgt so der Setzung, dass ähnliche Syntagmen von Wörtern auf ähnliche Bedeutungen der zugrunde liegenden Wörter schließen lassen. Also: Je ähnlicher der Kontext der Begriffe, desto ähnlicher ihre Semantik. Dies ist die Grundidee ihrer »Methode der vorwissensfreien Bedeutungsinduktion«.³⁴ Die so gewonnenen Bedeutungskontexte lassen sich dann genauer kategorisieren und diachron verfolgen. Vor allem bietet dieses Verfahren die Möglichkeit, auf der Betrachtungsebene ständig zwischen der Vogelperspektive der Datenagglomerationen und den individuell aufgelösten Einzelquellen zu wechseln.

So sehen Friedrich und Biemann in ihrer Methode mindestens die Chance, eine statistische Bestätigung bestehender, nach herkömmlichen Verfahren der historisch-semantischen Analyse verfasster Befunde liefern zu können. Sie artikulieren die Hoffnung, mit der digitalen Methode eine »Heuristik begriffsgeschichtlicher Hypothesenbildung« angedacht zu haben.³⁵ Da bei Letzterem die im Verlauf des Analyseprozesses generierten Daten jedoch immer wieder durch Vorwissen zu bereinigen, also manuell zu filtern sind, scheint sich diese Hoffnung nur dann zu erfüllen, wenn bereits vor der Untersuchung eine Ahnung besteht, nach welchen Hypothesen Ausschau zu halten ist. Dennoch sollte das von Friedrich und Biemann skizzierte Verfahren nicht unterschätzt werden. Denn die oft konstatierte Unübersichtlichkeit der Quellenlage des medialisierten 20. Jahrhunderts verhilft gerade einem statistischen, auf Datenvielfalt

32 Vgl. Ludwig Jäger: »Bezugnahmepraktiken. Skizze zur operativen Logik der Mediensemantik«, in: ders. u. a. (Hg.): *Medienbewegungen. Praktiken der Bezugnahme*, München 2012, S. 13–41.

33 Alexander Friedrich/Chris Biemann: »Digitale Begriffsgeschichte? Methodologische Überlegungen und exemplarische Versuche am Beispiel moderner Netzsemantik«, in: *Forum Internationale Begriffsgeschichte* 5 (2016), H. 2, S. 78–96.

34 Ebd., S. 85

35 Ebd., S. 88. In eine ähnliche Richtung argumentierte kürzlich Silke Schwandt: »Digitale Methoden für die Historische Semantik. Auf den Spuren von Begriffen in digitalen Korpora«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 44 (2018), H. 1, S. 107–134.

angewiesenen Verfahren zu größerer Validität – sofern sich Wege ergeben, die Korpora der sprachtechnologischen Methoden mit diesen Quellen zu ›füttern‹. Die Erwartungen an dieses digitale Verfahren werden also an zukünftigen Studien erst noch zu überprüfen sein. Während sich das ›digitale Zeitalter‹ an seinem womöglich paradigmatischsten Begriff seiner selbst zu vergewissern scheint, dient der digitale Blick, zumindest im Fall der Netzsemantik, einer klassischen Begriffsgeschichte zur Bestätigung ihrer Befunde.